

Lebren  
und  
Charaktere  
fruchtbarer Tugend  
in der Wissenschaft  
in der Wissenschaft  
von H.  
1787.

NB In ganz eigenem Sinne zu  
Lesen und nützlich  
allen Tugend Liebenden zu  
empfehlen

00



Das besondere  
Leben  
und  
Character  
des  
bewunderten und vereinigten  
preussischen Königes  
Friedrich des Großen.

---

Fünfter Theil.

---

1787.

Das Buch

der

von

Georg

Lehrer

an der

Universität





Der große König Friedrich der zwey-  
te sah gewiß sein Lebensende voraus.  
Wochenlang vorher hatte er seinen Staatsmi-  
nister von Herzberg zu sich entboten, und so  
lange bey sich behalten, wie er vorher niemals  
gethan. In Gegenwart dieses Ministers schlum-  
merte der große Friedrich hinüber zur Ewig-  
keit. Beym Absterben dieses Königs weinten  
Helden Thränen der innigsten Rührung, das  
ganze Land fühlte starr und wie entseelt den mäch-  
tigen Schlag des Todesengels, welcher die Seele  
des Helden der Erde entzog. Ganz Europa  
nahm Theil an diesem wichtigen Fall, und nie  
wird der Name Friedrich II. vergessen werden,  
so lange Menschenherzen Gefühl haben.

In den elenden Jahren, wo Hungersnoth  
(1770. 1771 u. f. f.) in mehr als einem  
Staate wüthete, die Einwohner zu fast unna-  
türlichen Lebensmitteln, zu Vermischung des  
Brodts mit Baumrinde nöthigte, Krankheiten  
und Sterben nach sich zog, war nur in den Bran-  
denburgischen und in denen unter preussischen  
Scepter stehenden Provinzen kein Mangel. Durch  
die weisesten Vorkehrungen glich das branden-  
burgische Land, welches etliche von Natur wen-  
iger fruchtbare Districte hat, dennoch der Korn-  
kammer Aegyptens, aus welchem ganze mit

Mangel kämpfende Gegenden in den benachbarten Sachsen, Rettung gegen Hunger und Tod suchten.

Als der König Friedrich II. dem hohen Alter des 70sten Jahres nahe war, sahe er sich gemüthigt, noch eine Campagne zu machen. Er zog aus, für deutscher Mitfürsten Gerechtsame zu streiten. Der unternehmende Joseph, dessen rasche Thätigkeit schon vor dem Antritt seiner Regierung in die Augen fiel, begnügte sich nicht nach dem Tode Theresiens durch eine Menge von Reformen in seinen Erblanden mehr innere Staatenkraft zu gewinnen, wollte nach dem Ableben des Herzogs von Bayern, durch Convention mit dessen Nachfolger, dem unbeerbten jetzigen Churfürsten von Pfalzbayern, diesen den österreichischen Erblanden so vortheilhaft gelegenen besondern Theil des deutschen Reichs, gegen Abtretung des entfernten weniger wichtigen niederländischen Gouvernements, an sich bringen. Friedrichs Adlerblick sah aus dieser Transaction, (Vergleich) wenn sie statt fände, ein Uebergewicht des ohnedem mächtigen Hauses Österreichs gegen das übrige Reich sich mächtig emporheben, sah unverbrüchlich seyn sollende Familienvorträge lädirt, und andere deutsche Mitfürsten gefährdet. Vielleicht dachte Joseph zu gerecht, um eine gewonnene Obermacht zum Nachtheil des Reichs, dessen Oberhaupt er ist, jemals

jemals gebrauchen zu wollen. Es ist Pflicht von einem Deutschen, dieß von seinem Kaiser voranzusetzen. Aber selbst die Möglichkeit darf nicht statt finden, Absichten ausführen zu können, die ehemals das politische Staatssystem des Hofes von Wien nicht sonderlich zu verstecken suchte. Ein gemessenes Gleichgewicht zwischen Fürsten, ist die erste Garantie des Friedens und eines dauerhaften freundschaftlichen Vernehmens. — Es trat König Friedrich, als wichtiger Mitinteressent an Deutschlands Wohlfahrt, allein auf, um sich dieser Convention zu widersetzen, sein Zweck war, deutscher Fürsten und Völker Gerechtfame zu vertreten, und Sicherheit gegen die mögliche Folge einer emporstrebenden Obermacht zu bewirken.

Während das furchtbar gewaffnete Armeen gegen einander standen, behauptete auch hier König Friedrich II. jetzt als Beschützer deutscher Rechte, den Sieg durch Traktaten, welche die Unvereinbarkeit Bayerns mit den kaiserlichen Erblanden außer Streit setzten, die beim Teschner Friedensschluß unterschrieben wurden, so wie das von Preussens Könige nachher gestiftete Fürstenbündniß für die späteste Zukunft eine große Gewährleistung deutscher Gerechtfame giebt, und gegen künftig mögliche Usurpationen oder Beeinträchtigungen einen schwer zu übersteigenden Damm setzt. — Die ganze übrige Zeit dieser merkwürdigen Regierung beschloß Friedrich der Große in Frieden, aber nicht in Unthätigkeit.



felt. Mit höhersteigenden Lebensjahren, und mit dem Abnehmen seiner physikalischen Kräfte, schien sich die Kraft seines Geistes zu vervielfältigen, um den Flor seiner Lande, wie in einem Treibhause, zum schnellen Wachsthum und zur Reife zu bringen.

X

Im ersten Sommer nach geendigtem Bayerischen Feldzuge waren Landesverbesserungen, woran er schon so vieles verwandt hatte, das vorzüglichste Augenmerk seiner innern Geschäfte. Jetzt bereitete er selbst etliche Gegenden, welche er in frühern Jahren wenig oder gar nicht cultivirt, gekannt hatte, fand vormalige, für Menschen und Vieh unzugängliche Brüche, in treffliche mit grasenden Heerden bedeckte Auen verwandelt, auf welche der mehr beglückte Landmann die Milch des Ueberflusses sammlete. Niemals hatten die Unterthanen der Provinz, in welcher er reisete, den König heiterer mit mehr Popularität gesprächiger gefunden. Allen, die so glücklich waren ihn zu sehen und zu hören, schien jeder seiner zufriedenen Blicke, jedes Wort was er sagte, die Versicherung zu geben, daß Landeswohl seine Lust sey. Wie neu gestärket durch diesen schönen Anblick, der durch ihn hervorgebrachten neuen Schöpfung in den Gegenden, die er bereitete, setzte er von der Zeit an seinen weislich g.ordneten Aufwand für Landesverbesserung kaum mehr Grenzen.

Noch  
 X Zwispitzau Rathenow  
 und Neustadt an der  
 Dosse

Noch gab er einen lauten Beweis, wie wichtig ihm die ganz unpartheiische Verwaltung der Justiz sei. Von einem Ende Europens bis zum andern richteten sich die Augen der Völker auf König Friedrich II. wie er dem einen geringen Unterthan vorausgesetzten Unrecht abzuhelfen, und Gerechtigkeit den Richtern tief einzuprägen, einen allgemein verehrten Chef der Justiz und geachtete Mitglieder ansehnlicher Gerichtshöfe aufopferte. Mochte sich immer Irrthum in diese Handlung einmischen, und ein wirkliches Beispiel geben, daß der größte König noch immer Mensch bleibt; die Absicht des Monarchen war edel und groß, und die Revolution, die dadurch in der ausübenden Justiz bewirkt wurde, gereichte dem Lande zum ausnehmenden Vortheil. Der vortrefliche Carmer leitete jetzt jene neue Rechtsform, die der König schon längst gewünscht hatte. Die Chikane, welche den Lauf der Prozesse durch vielerlei Krümmungen in Ungerechtigkeit aufhielt, wurde mit der Wurzel ausgerottet. Die Advokaten, unter deren Maske viel Rabulistik herrschte, wurden aufgehoben. Es erhielten stellvertretende Justizcommissarien wieder Zutritt unter Einschränkungen, daß sie nützlich seyn mußten, und dem ebenen Rechtsgange nicht schaden konnten. — Unter des Königs beharrlichen Schuß siegte Carmer's gute Sache über kunstmäßige Widersprüche: es wurden der nachtheiligen Prozesse weniger, ganzer Familien Glück ward

ward durch leichter zu bewirkende und so sehr empfohlne Vergleiche mit mehr Sicherheit conservirt, durch Verschleppungen nicht unnütze Kosten gehäufet, und Entscheidungen des Rechts auf möglichst kurzen und sichern Wegen erreicht.

Preussens Justizelnrichtung, die auf Friedrichs Befehl Cocceji entwarf, gewann schon damals einen Vorzug für alle übrige Gerichtshöfe Europens, wo überall die kunstmäßige Juristen in die Verwaltung der Gesetze ein für die Diener der Themis lukratives Gewerbe eingingemische hatte. Der in der allerweitesten Bedeutung glückliche und regentenwürdige Entschluß, alte, fremde, unpassende Gesetze gegen neue, dem Zeitalter, den Umständen — und einer gesunden Philosophie mehr angemessenen Gesetzen zu vertauschen, wurde unter der in jedem Theil der Geschäfte ausgezeichneten Regierung Friedrichs des Großen geboren.

---

Besonders merkwürdig war das letzte Lebensjahr des Königs durch außerordentliches Landesväterliches Wohlthun. Fast bis zum letzten Augenblick seines Lebens schienen sich seine Gemüthskräfte anzustrengen, um nichts unvollendet zu lassen, was noch vollendet werden konnte. Der König sah seine Armee nicht mehr, aber er ordnete noch alles an, dachte an alles, seine Seele war gleichsam überall durch bestimmte Anweisung bis ins kleinste Einzelne gegenwärtig. Welche

che Gemüthsanstrengung verlangte nicht die Regierung Königs Friedrichs II. nach den siebenjährigen Kriege, in Absicht auf die innern Landesgeschäfte, fast eben so wie in jenem Kriege die Anspannung aller Kräfte sich gegen die Macht eines halben Welttheils zu vertheidigen. Doch müssen wir besonders die aufs höchste forcirte Gemüthsstärke bewundern, mit welcher dieser König in seiner letzten Lebensperiode über Krankheit und Leibesbeschmerzen siegte und diese körperliche Schmerzen überwand, mit unveränderter Gemüthsgegenwart gegen den andringenden Tod kämpfte, unter der Schwere der Königsbürde unermüdet noch in den letzten Lebenstagen seine Kabinettsgeschäfte und Verfügungen selbst machte, in den Unterredungen mit den Personen, die um ihn waren, nichts von seiner Lebhaftigkeit verlor, und nichts von der festen Standhaftigkeit, mit welcher er den herannahenden Tod, den Zerstörer der dissertigen Menschheit nur als ein gewöhnliches Schicksal der Sterblichen betrachtete. In dieser Ruhe, mit welcher dieser bewunderte König den Armen des unüberwindlichen Todes entgegen sank, ohne die mindeste Bestürzung zu zeigen, ohne fernere Versuche, sein Leben zu fristen, zu verstaten, als er sein letztes Wort sagte: Es kann nichts mehr helfen! — In dieser Ruhe hob wahre Seelengröße sich zu dem erhabensten Gipfel, wo der Held in seiner ganzen Vollendung erscheint.

Dieser König, der mit den Gefahren des Krieges vertraut war, kannte den Tod, ohne ihn zu fürchten, das war aber im Zustande der Gesundheit, wo die Kräfte des Leibes und der rasche Umlauf des Nervensafts selbst auf den Geist wirkte, und Stärke ihm mittheilte. Auch ist im dicksten Kugelregen noch immer nicht ausgemacht, ob eine Kugel gerade diesen oder jenen treffen wird. Hoffnung des Gegentheils bleibt auf den Gefilden des Bürgens, wo die Erde von dem Blute der Erschlagenen rauchet, eine grosse Stütze, worauf der Muth des Helden sich lehnt.

Es wird der von Friedrich Wilhelm dem Ersten hinterlassene Schatz hier und da in öffentlichen Schriften auf zwanzig Millionen angegeben, und der vom König Friedrich dem Zweyten auf zweyhundert Millionen Thaler geschätzt. Die wahre Summe gehört zuverlässig zu den unentdeckten Geheimnissen des Staats, aber das ist gewiß, daß an baarem Gelde kein reicherer Staat in der Welt ist, bey einer so lange und weislich geführten Oekonomie, die bis hier eben so ohne Vergleich war. Daran liegt die erste von Friedrich hinterlassene große Garantie gegen die anderwärts oft unvermeidliche Nothwendigkeit, das Land durch neue Auflagen zu beschweren, den Staat zu verschulden, den durch Zufälle entstehenden Mangel unabholfen zu lassen. König Friedrich hinterläßt eine  
drey.

dreyfach zahlreichere Armee, als er fand, an der Spitze dieser Armee Heerführer, welche Kriegskunst wissenschaftlich studirt, den Krieg gesehen, und auf Schlachten Lorbeern gesammelt haben, in dem Heere gemeiner Streiter bei tausenden schon bejahrte noch unentkräftete Vertraute des Todes, durchaus im Dienst geübte und durch Disciplin an jede Ordnung gewöhnte Truppen stolz, den Namen Preussen zu führen, und ihren alten Ruhm zu behaupten. Die zweite sichere Garantie für die Sicherheit eines von aussen wie von innen befestigten Staates.

Unter Königs Friedrich des Zweyten Regierung ist die Volksmenge dreyimal stärker geworden, als 1740, und durch den Zuwachs von Schlesiens und Westpreussen ist die Ausdehnung des Landes selbst unter dem brandenburgischen Scepter angewachsen. Es ist auch der innere Reichthum der Unterthanen durch vermehrte Erzeugung der Landesproducte und durch jede Art des zu hohen Graden der Vollkommenheit gediehenen Kunstfleisses vervielfältiget. An Schönheit und Pracht der unter der letzten jetzt geendeten Regierung neu aufgeführten Gebäude gleichen viele Städte, besonders die Residenzen, ihrem vorigen Zustande nicht mehr. Ordnung, Genauigkeit und Fleiß in den Dienstfächern der Landesdirection gleicht einem schönen Uhrwerk, was in vielen andern Staaten nachzuahmen noch erst

erst versucht wird. Die von Zeit zu Zeit ausgewonnene Vorzüge im Justizwesen sind merkwürdig geworden, selbst die schon gemilderte Criminaljustiz hat wichtige Schritte auf dem Wege des Besserwerdens gerhan. — Wer vermag all das verbesserte, veredelte, verschönerte, neu hinzugeschaffne Nützliche zu würdigen und zu schätzen, welches Friedrich der Große seinen Staaten verließ, welches man doch nur aufzählen darf, um sich von der Größe seines Verstandes einen Entwurf zu schildern!

König Friedrich der zweyte erteilte nicht leicht Adelsbriefe, weil er auf den alten ursprünglichen Landadel, der ihm so wackere Männer verschafft hatte, viel hielt, und ihn erhalten und heben wollte. Es bekamen daher selten andere, als verdiente Officiere, den Adel. In dem siebenjährigen Feldzuge hatte sich der preussische Adel so sehr vermindert, d.ß die Officierstellen bey den Regimentern nicht alle mit Edelleuten besetzt werden konnten, und die Chefs derselben sich genöthigt sahen, an deren Stelle Feldwebel und Unterofficiere zu nehmen, von denen aber die meisten nach dem Frieden abgedankt und mit Civilbedienungen oder Gnadengehalten versorgt wurden. Die Generale, die ihre bürgerliche Officiere dem Könige angelegentlich empfahlen, bewirkten dadurch, daß er sie unter den Regimentern ließ, oder sie in den Adelsstand erhob. — Einst fand der  
König

König bey der Musterung eines Regiments einen bürgerlichen Officier. Er sagte zu dem General: Er muß den Menschen wegschaffen, er ist kein Edelmann. „Wenn Eu. Majestät wollen, erwiederte der General, daß ich solche verdienstvolle Männer, wie dieser Officier, wegschaffen soll, so wird künftig mein Regiment schwerlich seine Schuldigkeit thun können. Nun, so muß er geadelt werden,“ sagte der König, und ließ ihm das Diploma unentgeltlich ausfertigen. — Daß der König bey den jährlichen Musterungen manchen Officier oder Junker für nicht adelich erklärte, mochte wohl bey den mehren Theil der Fall seyn, daß sie sich nicht als Edelleute aufführten. —

### Anekdoten.

König Friedrich II. verstund das Zeichnen, von wem er es aber erlernt, kann man nicht sagen. Er entwarf seine Ideen auf dem Papiere mit vieler Kraft, so deutlich, daß er dieselben den Künstlern oft mit wenig Federstrichen verständlich machen konnte. Baumeister, Maler, u. s. f. nüßten diese Vorzeichnungen. Man sagt, der Baron Knobelsdorf habe ihm den wesentlichsten Geschmack an Kunstwerken beygebracht. Dieser große Künstler mußte auf Kosten des Königs nach Italien reisen, um die dortigen Kunstwerke des

des Alterthums kennen zu lernen. In des Königs Zimmer fand man stets die Werke der Piranesi und Panini auf dem Tische liegen, aus welchen er die Plane zu den aufzuführenden Berliner und Potsdamer Gebäuden entwarf; sein Geschmack war besonders, gleichsam ausgezeichnet, neu und überraschend, und dieses wird zum Theil durch die Verzierungen seiner Schlösser bewiesen. In seinen letzten Lebensjahren schien er ein Vergnügen an der Verwüstung der Zeit zu finden, er wendete wenig an, um wandelbar gewordene Gebäude, Bildsäulen und verdorbene Gemälde wieder herzustellen. Vielleicht war ihm dies alles ein philosophisches Bild der Vergänglichkeit, welche er an seinem eigenen Leibe verspürte. Er schätzte die einheimischen Künstler darum wenig, weil er bey ihnen selten das fand, was er suchte und von ihnen verlangte. Dessen ungeachtet hat er doch auch bisweilen junge in seinen Staaten geborne Maler und Bildhauer unterstützt, hat sie reisen lassen und Pension gegeben, und man weiß, was er noch in den letzten Jahren seines Lebens für die Maler- und Bildhaueracademie that.

In Sanssouci und dem dasigen neuen Schlosse sind die Schätze von Kunstfachen zu sehen, welche König Friedrich II. gesammelt hat. Er kaufte die schätzbare Sammlung von Antiken, welche der Cardinal Polignac während seiner Lebenszeit zusammengebracht hatte, auch die Menge von geschnittenen Steinen, welche der  
Frei-

Freiherr von Stosch gesammelt. Des Künstlers Watteaus Werke hatte der König fast alle zusammengebracht. Die Bildergalerie erthält die Gemälde der besten Meister, welche er theuer bezahlt hat. Man sagt, das schöne Stück in der Bildergalerie, welches Loth mit seinen Töchtern vorstellt, sey nicht von Raphael, sondern vielmehr von Kottenhammern. Im alten Schlosse zu Potsdam ist ein Gemälde von Rubens zu sehen, welches die Schrecken des Krieges vorstellt, dieß scheint ein Beweis zu seyn, daß König Friedrich II. den Krieg nicht liebte, weil er eine solche fürchterliche malerische Vorstellung an einem Orte aufgestellt hatte, wo er und seine Generale und Officiere oft hingingen, und folglich ihm und denselben sehr oft in die Augen fallen mußte.

---

Ein Mann, der dem Könige sehr wichtige Dienste in Civilgeschäften geleistet haben wollte, verlangte darum den Adel. Der König schrieb auf den Rand seiner Vorstellung: Nicht die Feder, sondern der Degen adelt. — Im Jahr 1768 baten die Gebrüder Ellenberger, (sich „Kellner von Zinnendorf schreiben und nennen zu dürfen.“) Ihr Vetter, Johann Kellner von Zinnendorf, hatte nämlich in seinem Testamente festgesetzt: daß seine Schwesteröhne seinen Namen führen sollten. Der König antwortete auf die Vorstellung, welche ihm deswegen gemacht ward: Das geht nicht an, und würde zu einer Prostitution



tation des Uebels und denen Leuten selbst zur Last und Schaden seyn, da sie vorher nicht adelich gewesen. Es muß ihnen genügen, daß ich ihnen permittire, sich nach dem Namen ihres Erblassers zu schreiben.

In den ersten Regierungsjahren Friedrichs II. hatte dieser Monarch einen Liebling, mit welchem er vertraulich umgieng. Als einst die Rede von der Nedoute war, behauptete der König, daß er ihn unter ieder Maske erkennen würde, und setzte sogar einen Preis von zwey tausend Reichthalern darauf, daß er sich ihm nicht unkenntlich genug machen könnte. Der Liebling des Königs, der ohne Vermögen war, entdeckte seine Absichten Juden, borgte von ihnen kostbare Juwelen, und zeigte sich auf der Nedoute in der prächtigsten Maske eines Persischen Kaufmanns, welche schwer mit Edelsteinen beladen war. Der König bemerkte diese Maske, unter welcher er aber seinen armen Liebling nicht vermuthete. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, fragte ihn nach seinem Stande, und erhielt von seinem Liebling, der seine Sprache meisterhaft zu verstellen wußte, die Antwort, daß er ein Persischer Kaufmann sey, der wegen Handlungsverrichtungen nach Berlin gekommen, und um zugleich das Glück zu haben, den König von Preussen zu sprechen, welches aber nicht leichtlich geschehen würde. Der König verneinte das letzte; der Persische Kaufmann

mann aber blieb so hartnäckig auf seiner Behauptung, daß endlich der König seine Maske mit den Worten abriß: Hier ist der König von Preussen, und hurtig entlarfte sich der Kaufmann auch und sagte: Hier ist — — — —  
 — — Diese Ueberraschung belustigte dem König, und es wurden die versprochenen 2000 Thaler ausgezahlt.

Es war einmal ein Auditeur bey der Garde, den der König sehr wohl leiden konnte. Eines Tages befahl der König, daß die Bagage sich durch die Bataillons durchziehen sollte. Der Auditeur war spät aufgestanden und versäumte die rechte Zeit, so daß er sie nicht mehr durchbringen konnte, und der König war darüber ungehalten. Am folgenden Tage befahl der König eben das, und der Auditeur, der nun auf seiner Hut war, brachte die Bagage gehörig durch die Bataillons. Der König ritt auf ihn zu und sagte: aber Herr, warum gehsts denn nun heute? — Ja, antwortete der Auditeur: Ew. Maiestät, heute war die Einrichtung auch besser. — Der König lächelte und sagte: mi Domine, mi Domine! — auf deutsch: mein Herr, mein Herr.

Eines Tages hatte sich ein Affe losgemacht; und unter einem behängten Tisch verkrochen. Der König vermuthete, der Affe wäre im Vorzimmer, machte die Thüre auf und sagte: nun Herr Hofrath, will er heraus! — Ein Kanzelleibedien.

B

dien.

dienter, der gleich in dem Vorzimmer stand, weil er dem Könige etwas überreichen sollte, dachte, der Zuruf gelte ihm, und trat daher mit vielen Verbeugungen näher zum Könige. Dieser war über seine Gegenwart verwundert, und sagte: Ihn habe ich nicht gemeynt; — doch es sey darum, Er mag Hofrath seyn! — Und der Mann ward wirklich Hofrath.

---

Der König lag einst im Fenster, und bemerkte ein kleines Geräusch hinter sich. Er sah darauf durch eine mit dem Arme gemachte Oefnung, daß der Page seine Dose vom Tische nahm, sie betrachtete, und eine Prise Tabak kostete. Der König störte ihn nicht; aber nach einer kleinen Weile, da er das Fenster wieder zugemacht hatte, nahm er die Dose in die Hand, und fragte den Pagen: gefällt euch die Dose? — Bestürzt über diese Frage, wollte der Page anfänglich nicht antworten; da die Frage aber wiederholt wurde, sagte er endlich schüchtern: Ja. — Nun, da nehmt sie, sagte der König, sie ist euer; für zwey ist sie zu klein.

---

Der König stand einmal bey einem General Gevatter. Der Prediger, der das Kind taufte, sagte dabey weiter nichts, als folgende Periode: „da es die Nothwendigkeit erfordert, die Kinder der Christen zu taufen, so will ich hiermit diese heili.

heilige Handlung verrichten, dem Kinde den Namen Friedrich beylegen, und solches im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes taufen. Amen. — Der König sagte hierauf zu ihm: Er gefällt mir wegen seiner beliebten Kürze, ich werde an ihn denken. — Nicht lange darnach bekam dieser Prediger eine ansehnliche und einträgliche Stelle, welche er wegen seiner Gelehrsamkeit und Talente auch verdiente.

Als der König bey seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser Joseph einft diesen die Treppe hinauf führte, weigerte sich der Kaiser voran zu gehen. Indem sich beyde herumdrehten und keiner zuerst gehen wollte, sagte endlich der Kaiser: „O Sire, wenn Sie anfangen mit mir zu manoeuvriren, so ziehe ich den Kürzern, und ich muß gehen, wohin sie mich haben wollen,“ — und damit gieng er voran.

Man thut dem weiland großen König Friedrich II. Unrecht, wenn man von ihm sagt, er habe die Grausamkeiten des Krieges geliebt. — Als der Graf von Sckendorf nach Berlin kam, um den König zu bewegen, dem unglücklichen Kaiser Karl dem Siebenten wider seine Feinde beyzustehen, war der König gegen alle Vorstellung

lungen und Bitten des Grafen taub. Er zeigte ihm bey einer Parade ein Regiment, welches im ersten schlesischen Kriege besonders viel gelitten hatte, und sagte: Sehen Sie, was mir der Krieg gekostet hat! Dieses Regiment hat über die Hälfte seiner Leute verloren. Soll ich meine Unterthanen wieder der Gefahr aussetzen, so schrecklich niedergemetzelt zu werden.

---

Bei einer von den jährlichen Musterungen fragte der König einen Officier nach seinem Namen. Dieser nannte ihn, und der König sagte darauf: Er ist kein Edelmann! — Erw. Majestät, antwortete der Officier ganz gelassen: Kaiser Rudolph der Zweyte hat schon zehn Mark löthigen Goldes Strafe darauf gesetzt, wenn einer an meinem Adel zweifeln würde. Ei, gehorsamer Diener! erwiederte der König, ich habe jetzt kein Geld, und ritt weiter.

---

Ein alter ehlicher Bürger in Berlin schrieb 1778 an den König: er wäre mit Sr. Majestät in einem Jahre geböhren, und hätte bey allen Fleis nicht so viel erwerben können, sein Haus auszubessern, welches nunmehr sehr verfiel. Da Sr. Majestät so viele Häuser baueten, so möchten sie auch sein Haus bauen. Dem Könige gefiel die Treuherzigkeit des Mannes, der die Bittschrift mit eigener Hand geschrieben.

Er

Er antwortete ihm sogleich, und ließ sein Haus bauen, ob der König gleich übrigens für das erwähnte Jahr keine Baugelder ausgesetzt hatte.

Im bayerischen Erbfolgekriege war der König mit dem Kronprinzen, jetzt regierendem König, wegen der Kühnheit, mit welcher er das ihm anvertraute Korps bey dem Zurückmarsch aus Böhmen eben so glücklich als kühn geführt hatte, so wohl zufrieden, daß er ihm mit der heitersten Miene entgegen gieng, und zu ihm sagte: Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neveu. Als der Prinz über diese Anrede sich verwunderte, setzte der König hinzu: ich sehe sie als meinen Sohn an. Sie haben alles gethan, was ich hätte thun können, alles, was man von dem erfahrensten General erwarten konnte; — und mit vieler Zärtlichkeit wurde er von dem Könige umarmet.

Der König konnte die zweyfachen oder zusammengesetzten Namen nicht leiden. Einmal bat ihn ein alter Edelmann um Erlaubniß, dem Testamente einer reichen Erblasserin zu Folge, ihre Namen den seinigen beyfügen zu dürfen. Der König antwortete: Der Mensch hat ja schon einen Namen, was will er mit zwey machen? — Einst sagte der König bey der Tafel: Ich weiß nicht woher das kömmt,

daß aus den bürgerlichen Officiren, wenn ich sie auch zu Edelleuten mache, nichts rechts werden will. Verzeihen Ew. Majestät, sagte einer von den Anwesenden dagegen, wir haben ja den braven Obersten von K. bey der Armee, der das Gegentheil beweisen könnte. Der König schien sich zu besinnen, wiederholte den Namen des Obristen oft; und sagte endlich: ei was, der Obriste K. ist ein alter Edelmann; das weiß ich besser. (Er war es aber nicht.)

Der König wollte einen gewissen Major wegen seiner Tapferkeit belohnen, und schenkte ihm den Orden pour le Mérite. Der Major dankte, sagte aber dabey: „das kann mir alles nichts helfen. Nun, so sollt ihr eine Amtshauptmannschaft haben. — Ew. Majestät sind zu gnädig, daß kann mir alles nichts helfen. — So will ich euch noch eine jährliche Pension geben. Ich danke unterthänigst, Ew. Majestät, ich bin so vieler Gnade nicht würdig, das kann mir alles nichts helfen.“ — Der König schwieg nun. Da der Major weggegangen war, sagte er zu den Anwesenden: ich weiß nicht, was der Mann will! Womit kann ich ihm denn helfen? — Man sagte ihm hierauf, der Major habe sich angewöhnt, bey allem, was er sage, hinzuzusetzen: das kann mir alles nichts helfen. So, das hätte ich wissen sollen, sagte

sagte der König; in der That, ich habe ihm zu viel gegeben!

Der General Zarembo führte einen weitläufigen polnischen Namen. Der König hatte davon gehört, und fragte ihn einstmals: wie heiße Er denn eigentlich, Zarembo? — Der General sagte seinen langen Namen her. Er rief der König aus, so heißt der Z — nicht! — Mit kaltem Ernst erwiederte Zarembo. — Nun, Ew. Maiestät, der ist auch nicht von meiner Familie.

Ein alter Officier bat um Erlaubniß, den von Friedrich den ersten gestifteten, von dem Könige aber wieder aufgehobenen Orden de la Générosité, welchen ihm Friedrich Wilhelm ertheilt hatte, tragen zu dürfen. „Meinetwegen, schrieb der König auf seine Vorstellung, mag er doch alle aufgehobene Orden tragen.“

Der König ließ eine außerordentliche Kenntniß der adelichen Geschlechter, besonders in seinen Staaten an sich bemerken. Dem General von Nothkirch erzählte er einst: die Tartarn hätten bey ihrem Einfall in Schlesien seine Familie, welche aus vierzig Personen bestanden, bis auf ein Kind in der Wiege ausgerottet. Der General mußte



gestehen, daß diese Begebenheit nicht nur nach der Erzählung der schlesischen Geschichtschreiber richtig sey, sondern auch, daß er sich noch dunkel erinnern könne, in seiner Familie davon reden gehört zu haben.

Als sich im siebenjährigen Kriege ein Dragonerofficier im Angesichte des Königs bey einem Gefechte durch außerordentliche Tapferkeit hervorthat, belohnte ihn König Friedrich dadurch, daß er ihm den Orden pour le Merite zuschickte. Wie aber der Officier, der gar kein Vermögen hatte, nach einer kurzen Freude hörte, er solle dafür zehn Dukaten an den Adiutantursekretär bezahlen, schickte er den Orden mit Dank und der Vorstellung zurück: er sey arm, und könne das Geld für den Orden nicht bezahlen. Der König ließ ihn bald darnach in sein Zelt kommen. „Hier, sagte er zu ihm, indem er auf einen Tisch zeigte, sind hundert Stück Dukaten, dabey liegt der Orden; wähle Er von beyden, was Ihm gefällt. Der Officier griff nach den Dukaten. — „Er hat keine Ehre im Felde,“ sagte der König, und ließ ihn gehen. Im bayerischen Erbfolgekriege zog eben dieser Officier bey einer gewissen Gelegenheit wieder die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, und erhielt den Orden zum zweytenmal. Als er den Könige dafür dankte, erinnerte er ihn zugleich an die ehemalige Begebenheit, und versicherte, er wolle nunmehr den Orden mit Freuden anneh-

nehmen und tragen, auch gern das Geld dafür bezahlen, da er gegenwärtig eine Kompagnie habe, die so viel wohl abwerfe.

Im siebenjährigen Kriege hatte König Friedrich zu eben der Zeit, da sich der lezt verstorbene Landgraf von Hessenkassel bey der Armee eingefunden, einen äusserst scharfen Befehl ergehen lassen, daß Niemand, er sey wer er wolle, bey Lebensstrafe marodiren, oder etwas mit Gewalt nehmen solle. Die Leute des Landgrafen wußten dies Verbot entweder nicht, oder sie vermutheten, es gehe sie nichts an. Sie waren daher in ein Dorf eingefallen, und nahmen den Einwohnern etliche Stück Rindvieh mit. Damit ihr Raub nicht so leicht entdeckt werden oder in die Augen fallen möchte, hatten sie Pferddecken über das Vieh gelegt, auf welche das gräßliche Wappen mit dem blauen Hosenbände umgeben, nebst der Devise: Honni soit qui mal y pense, auf Deutsch: der denkt nicht recht, der dabey böse Gedanken hat, — gestickt war. Der König begegnete dieser Procession. Er bemerkte sogleich die Decken, und sagte lachend zu seinen Begleitern: „Ich kann dazu nichts sagen, denn da steht geschrieben: Honni soit qui mal y pense. Troß sey dem geboten, der etwas dawider hat.“



Bey eben den Feldzuge ritt der König ein-  
 mal auf einem beschleunigten Marsche neben sei-  
 ner Reiteren, und hörte von fern einen Reiter  
 abscheulich lärmern und fluchen. Er ritt näher  
 zu ihm hin und hörte, daß der Reiter unter den  
 abscheulichsten Flüchen sagte: er wollte wünschen,  
 daß dies verdammte Leben bald ein Ende hätte.  
 Ich wünsche es auch, rief ihm der König zu;  
 aber was wollen wir machen? — wir müssen  
 schon aushalten, bis es Friede wird. — Auf  
 eine so leutselige Art behandelte der König seine  
 Soldaten, wenn sie sich gleich Verweise und Strafe  
 zugezogen hatten, und man darf sich daher nicht  
 wundern, wenn sie unter seiner Anführung allen  
 Mühseligkeiten trosteten.

Bey Bestürmung der Burkersdorfer Anhöhe  
 im Jahr 1762 begegnete der König einem ver-  
 wunderten Musquetier. Wie gehts? fragte er  
 ihn. — Gottlob! antwortete der Soldat, es  
 geht alles gut, die Feinde laufen, und wir siegen.  
 Du bist verwundet, mein Sohn, sagte der Kö-  
 nig, und reichte ihm sein Schnupstuch, verbinde  
 dich damit. Nun wundre ich mich nicht, sagte  
 X Czernischef, der dem Könige zur Seite ritt, daß  
 man Ew. Mjaestät mit solchem Eifer dienet,  
 da Sie Ihren Soldaten so liebreich begegnen.

X. Rußischer General

Der

Der König sah einst auf einem Marsche einen Feldprediger reiten. Das ist wider die Regel, sagte er zu ihm; es heißt: Gehet hin und lehret die Heiden, und Er reitet? — Behüte, erwiederte der Feldprediger, der Grundtext sagt: sehet zu, wie ihr fortkommt.

Als dem Könige nach der Schlacht bey Leuthen viele gefangene österreichische Officiere zu Breslau vorgestellt wurden, sprach er mit vielen über ihre Eltern, Großväter, Verwandten, und erkundigte sich nach so vielen besondern Umständen, daß alle, denen diese Ehre wiederfuhr, auffer sich gerietzen, und nicht zu begreifen wußten, woher der König so mannichfaltige Kenntnisse von Dingen habe, die sie kaum selbst so genau wußten. Sie machten nachher überall ihr Erstaunen über den König, den sie bewundern und hochachten mußten, bekannt.

Während seiner langen Regierung waren dem Könige so vielfältige Ränke von Personen in allen Ständen bekannt geworden, daß man sich gar nicht darum wundern darf, wenn er in seinen letzten Lebensjahren mißtrauisch wurde, und vermuthete, er würde von allen Leuten hintergangen. Einstmals kam der König von einer Musterung zurück, welche eine außerordentliche Menge Menschen herbeygezogen hatte. Ein Prinz, der neben ihm ritt,

ritt, fragte ihn: Ew. Majestät, wovon mögen sich alle diese Leute wohl nähren? — Der König antwortete: sie betrügen sich unter einander, und mich, mich betrügen sie alle.

---

Besonders vermuthete Friedrich von den Feldprovidanten, die im siebenjährigen Kriege bey der Armee gedient hatten, sie hätten ihn alle betrogen, und zweifelte sehr daran, daß einer von ihnen eine Ausnahme gemacht habe, und ehrlich gewesen sey. Die Wittwe eines Providantcommissarius stellte dem Könige wehmüthig vor: ihr Mann sey gestorben, und da er, besonders im königlichen Dienste, stets ehrlich und uneigennützig gewesen sey, so habe er nichts erübriget, und sie in elenden Umständen verlassen. Der König schrieb an den Rand der Vorstellung: Ich habe den Esel an die Krippe gebunden, warum hat er nicht gefressen.

---

Als der König bey einer Musterung einen Officier sah, der eine ziemlich große Narbe im Gesicht hatte, sagte er zu ihm: daß ist gewiß ein Dieb. — Ja, Ew. Majestät, antwortete der Officier, der Krug war bey Leuthen, und Ew. Majestät schenkte brav ein.

---

Ein königlicher Rentmeister bat den König in einer Vorstellung, ihm den von seinen Herrn Vater als ein Deputat angewiesenen, von ihm aber gestrichnen Wein zu lassen. Der König schrieb an den Rand der Vorstellung: Wein, keinen Wein, mein Rentmeister muß nüchtern seyn.

Der König fragte einst bey einer Mustering den General von Raschenbar, welchen er sehr schätzte: wo wohnt Er denn? — In der Klostergasse, antwortete der General; es ist eine traurige Gegend, weil das Glockenspiel beständig lieber in langsamen melancholischen Tone spielt. — Der König sagte zu ihm, lasse er sich künftig etwas heiteres spielen. Von dieser Zeit an wurde bis zum Tode des Generals auf dem Glockenspiele Arien, Menuetten und andre muntre Stücke gespielt.

Während der Zeit, daß sich der König als Prinz in Küstrin aufhalten mußte, machten sich mehrere Personen durch Beweise von Zuneigung vorzüglich bey ihm beliebt; unter andern der Cammerpräsident von Münchow, der Generallieutenant und Gouverneur von Lepel, der Kriegesrath Hans, und der Auscultator von Birkholz. In der Folge belohnte der König sie oder ihre Familie dafür. Münchows Sohn ward Staatsminister,

*X  
von Münchow  
v. Lepel*



nister, Graf und Ritter des schwarzen Adlerordens; Hans starb als Geheimerfinanzrath bey dem Generaldirectorio und von Birkholz, der eine Münchowsche Tochter zur Frau hatte, ward Cammerpräsident der neumärkischen Cammer an des von Rothenburg Stelle. Als dieser Rothenburg seiner geschwächten Gesundheit wegen den Abschied forderte, und der Geheimerfinanzrath von Schönning Birkholzen statt seiner vorschlug, erinnerte sich der König seiner noch sehr wohl, und sagte: hat dieser Birkholz nicht eine Münchowen zur Frau? Schönning. Ja, Ew. Majestät, eine Tochter des Ministers. Der König. Ganz recht. Da muß er doch wohl Geld haben? — Denn Münchow hatte Vermögen. — Schönning. Nein, Ew. Majestät, er ist in eingeschränkten Umständen. Der König. So muß er kein guter Wirth gewesen seyn. Schönning. Das nicht, Ew. Majestät, die Russen haben ihm sein Gut im Kriege ruinirt. Der König. So, nun gut, — er soll Präsident seyn.

---

Der König beförderte die Versorgung der Invaliden aufs kräftigste, weil er den Werth dieser Leute um das Vaterland schätzte, und dieselben, so viel ihm möglich war, belohnen wollte. Man hat davon verschiedene Beyspiele. Nur eins davon zu bemerken. — Auf die Anfrage des Generaldirectorii vom 16. April 1753, ob  
der

der Thorschreiber Werner zu Darbeshem, wegen seiner ungebührlichen Conduite, abgesetzt werden sollte? — schrieb der König an den Rand der Immediatvorstellung: Man muß alte Soldaten, die mit ihrem Blute dem Vaterlande gedient haben, nicht verstoßen.

Ein Lieutenant von der Kavallerie erhielt vom Könige Erlaubniß, sein väterliches Gut anzunehmen. Er war ein guter Wirth, bauete sein Haus, verbesserte seine Felder, und errichtete eine Kolonie auf einer unfruchtbaren Heide. Er bauete vierzig Häuser nach und nach an, welche er, nebst einem Gärtchen und etwas Feld, den neuen Einwohnern gegen einen jährlichen Erbzins schenkte. Es wandten sich unterschiedliche Fabriken nach diesem Ort; die Häuser vermehrten sich, und die Kolonie wurde bald blühend. Der König wurde von dieser Anstalt avertirt, und er ließ diesen nützlichen und fleißigen Vasallen zu sich rufen. — Ich höre, sagte er zu ihm, Ihr seyd ein guter Wirth. Ist es wahr, daß Ihr eine Kolonie errichtet habt? — Ja, Ihre Majestät, ich fand bey Uebernahme des Gutes einen Platz, der dazu geschickt war, und welchen ich ausserdem nicht nützen konnte. — Wie viel Häuser habt ihr gebauet? fragte der König. — Ich habe vierzig Häuser auf meine Kosten nach und nach gebauet, es haben sich aber nun unterschiedliche Leute gefunden, die sich auf eigne Kosten

sten bey mir etablirt haben. — Wo habt Ihr das Holz hergenommen? fragte der König. — Aus meinem Walde. — Hat der Wald das tragen können? — Ja. — Wo habt ihr die Unterthanen herbekommen? — Es sind meistens Sachsen und andre Ausländer. — Der König lächelte hierbey freundlich, klopfte ihn auf die Achsel, und sagte: Nicht übel, mein lieber K. Wie viel kostet Euch die ganze Anlage, und warum habt Ihr Euch nicht um Unterstützung bey mir gemeldet? — Weil ich wenig baares Geld habe aufwenden dürfen, und weil ich nicht wußte, ob es mir glücken würde. Wenn ich das Holz und die Fuhren rechne, so könnte ich wohl etliche tausend Thaler verbauet haben. Dieß Kapital trägt aber schon seine Interessen, und meine Einkünfte haben sich seit der Zeit um ein Beträchtliches vermehrt. — Gut, Ihr sollt Eure Anlagen wieder bekommen. — Nicht lange darauf erhielt der Edelman eine eigenhändige Assignation des Königs auf 12000 Thaler.

König Friedrich besuchte vor dem siebenjährigen Kriege eine Generalin, die sehr schöne Leute im Dienste hatte. Es ist schade, sagte der König zu seinen Begleitern, daß solche hübsche Kerls Weibern dienen müssen. — Ei, erwiderten diese, wenn es Ew. Majestät befehlen, so kann man sie ja zu Dero Diensten bringen. Ja, sagte der König, man muß sehen, daß es mit guter

guter Manier geschehen kann. — Bald darauf giengen in allen Straßen der Stadt Berlin Patrouillen umher, welche junge Kaufdiener, Barbiergefellen u. d. m. wegnahmen; die Bedienten von den Kutschen ihrer Herrschaften herunterrißsen, und damit alle Wachen anfüllten. Ganz Berlin gerieth über dieses gewaltsame Verfahren in Bestürzung; man sah keinen Menschen auf den Straßen; die Häuser wurden verschlossen, und es wurden außerordentliche Klagen überall gehöret. So bald der König das was vorgegangen war erfuhr, gerieth er in die heftigste Bewegung, befahl die eingezogenen Leute wieder loszulassen, und ließ versichern, daß niemanden weiter dergleichen Begegnungen, die gänzlich wider seinen Willen wären, zu befürchten hätte. Auch wurden die eingezogenen Leute augenblicklich wieder in Freyheit gesetzt. Der König war über diesen Vorfall so mißvergnügt, daß er mehr als einmal sagte: Dies ist der unangenehmste Tag, welchen ich seit dem Antritt meiner Regierung erlebt habe.

Es war dem Könige unangenehm, wenn etwas bekannt ward, was er geheim gehalten wissen wollte. Im Jahr 1756, kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, bat ihn ein Feldwebel vom ersten Bataillon Garde um Erlaubniß, nach seiner Heimath in Westphalen reisen zu dürfen. — Es ist jetzt nicht Zeit, mein Sohn, auf  
 C Urz

Urlaub zu gehen, sagte der König, wo er werden bald marschiren. — Bald darauf hörte der König, daß seine Leibpagen im Vorzimmer sich heftig mit einander stritten. Er trat näher an die Thüre und behorchte sie. — Nun, und wohin wird denn der König wohl marschiren? — sagte der eine. Ganz gewiß nach Schlessien, antwortete der andere. — Ho, ho! weit gefehlt! Ich will dir wohl besser sagen, erwiederte der erste, wir gehen nach Sachsen. Plötzlich machte der König die Thür auf, und sagte: Mein, wir gehen nach Spandau. — In der That schickte er den Pagen, welcher den Marsch richtig bestimmte oder vielmehr errathen hatte, auf eine gewisse Zeit nach der sogenannten Festung Spandau.

Es ist bekannt, daß König Friedrich seiner Mutter immer mit der vorzüglichsten Achtung begegnete. Es zeigte sich dieses besonders bey öffentlichen Gelegenheiten und Festen des Hofes, an welchen der König seine Mutter mit der größten Hochschätzung zu führen pflegte. Er vergaß auch niemals der kindlichen Ehrfurcht gegen seinen Herrn Vater, ob ihm gleich dieser oft mit großer Strenge behandelt hatte. Die Denkwürdigkeiten der brandenburgischen Geschichte, welche aus seiner königlichen Feder geflossen sind, liefern in der Lebensgeschichte seines Herrn Vaters hiervon ein einleuchtendes Beyspiel. Unter andern  
be

beweiset es folgende Anekdote: König Friedrich erfuhr einst, daß sich zu Potsdam ein sehr alter Invalide aufhalte, von dem man erzähle, er habe schon unter der Regierung Friedrichs des Ersten gedient. Eines Tages befohl er seinen geheimen Kämmerer, den Invaliden zu ihm kommen zu lassen. Dieser gieng zu diesem Manne hin, und fragte ihn, ob er wohl im Stande zu seyn dünkte, mit dem Könige reden zu können? und da der Invalide dies bejahete, befohl er ihm, sich reinlich anzukleiden, und um eine bestimmte Zeit sich auf dem Schlosse einzufinden.

Er kam zu bestimmter Zeit, und der König fragte den Invaliden nach verschiedenen Umständen; nach den Feldzügen und Schlachten, denen er beygewohnt; unter wessen Kommando er hier und da gestanden habe, und andre Dinge mehr. Der Invalide beantwortete alles zur Zufriedenheit des Königs, und dieser ward dadurch bewogen, sich mit ihm in ein weitläuftiges Gespräch einzulassen. Der ehrliche alte Mann ward endlich so dreist und geschwätzig, daß er, ohne gefragt zu werden, anfang: „Ich muß Ew. Majestät doch auch einen besondern Spaß erzählen. Als Ihr Herr Vater noch Kronprinz war, war ich Ordonanz bey ihm. Eines Tages reifete er mit dem Fürsten von Dessau nach Potsdam. Unterweges bey Zählendorf traf in sie einen Kühhirten bey seiner Heerde schlafen dran, und machten sich den Spaß, den Kühen die Schwänze abzuschneiden.“ — O, sagt e der König, und ward

ward dabey sehr ernsthaft, das ist nicht wahr!  
 — Gleich darauf sagte er zu dem Kämmerer:  
 gebe er dem Invaliden zehn Thaler. Dann  
 kehrte sich der König um, und ließ den bestürzten  
 Invaliden stehen, der ohne diese Uebereilung viel-  
 leicht glücklicher gewesen wäre. — Darum die  
 Worte bey Potentaten auf die Goldwage gelegt!

Durch die Einführung der Opern gab der  
 König dem berlinischen Publico ein ganz neues  
 bisher unbekanntes Schauspiel. Er selbst nahm  
 während den ersten 20 Jahren seiner Regierung  
 vielen Antheil daran, und sparte keine Kosten,  
 die besten Sänger und Tonkünstler in seine Dienste  
 zu bekommen. Er besuchte die Opern fleißig,  
 er war bey den Generalproben, zu welchen nie-  
 mand gelassen wurde, allein gegenwärtig, und die  
 Sänger wurden von ihm in der Action und De-  
 clamation unterrichtet. Noch in den letzten Jah-  
 ren seines Lebens liebte der König seine alten Sän-  
 ger sehr. Er stellte einst der Königin von Schweden  
 bey ihrer Anwesenheit in Berlin die alte sonst  
 wenig schätzbare Sängerin Gasparini mit den  
 Worten vor: Hier, meine Schwester, sehen Sie  
 meine älteste Sängerin, die noch immer gut  
 singt, und die Sie auch ehemals gehört haben. —  
 Der Sänger Porporino genoß viel Gnade vom  
 König. Er erhielt von ihm den Namen Porpo-  
 rino, nach seinem Lehrmeister Porpora. Dieser  
 Porporino sowohl, als sein Mitsänger und Zeit-

genosse Paolino, hatten für den Dienst des Königs so viel Ehrfurcht, daß sie vor niemanden als vor ihm singen wollten. (Die Kirchenmusiken beym römisch-katholischen Gottesdienste, besonders an hohen Festtagen, waren hiervon ausgenommen.) Porporino ward von seinen Freunden in Italien, wohin er gereiset war, auf das dringendste gebeten, seine Stimme hören zu lassen; er schlug es ihnen aber mit der Entschuidung ab, seine Stimme sey allein Gott und dem Könige von Preussen gewidmet.

Der nachmalige Kanter bey der berlinischen Garnisonschule, Namens Pohle, hatte einen durchdringenden Bass. Er sang mit den Chorschülern in den Opern, und besonders das in der Oper Iphigenia vorkommende Orakel. Man stellte dem Könige vor, daß es nöthig sey, einen solchen Sänger stets bezubehalten, und bat, Pohlen eine Versorgung zu geben, damit er immer in Berlin bliebe. Der König genehmigte diesen Vorschlag, und gab Pohlen, bis eine solche Versorgung erledigt seyn würde, monatlich zehn Thaler. Es vergieng eine geraume Zeit, ohne daß Pohle eine Versorgung erhielt, oder sein kleiner Gehalt, von dem er nicht leben konnte, erhöht ward. Er entschloß sich daher den König im Jahr 1745 in der Opernprobe anzugehen. Dieser hatte gerade an diesem Tage durch den russischen Gesandten erfahren, daß die Sachsen und Oesterreicher aufbrächen und ihn angreifen wollten. Da die Opernprobe einmal bestellt war, so wohnte er ihr zwar

bey, aber nicht mit der heitersten Seele. Dies war für Pohlen ein Unglück, denn, da er dem Könige seine Bitte vortrug, sahe ihn dieser zornig an, und sagte: Mein Freund, ich sehe es Euch schon an, warum Ihr nicht auszukommen wißt. — Ihr müßt essen und trinken, aber nicht fressen und saufen. — Gehet, und laßt mich zufrieden.

Der König pflegte vormals auf seinen Reisen öfters den Weg durch die Stadt Strausberg zu nehmen. Einstmals trat er daselbst, bis der Vorspann herbeugeschafft wurde, in einem Hause ab, in welchem man den Rauchfang über dem Kamin vermauert hatte. Da die Witterung etwas rauh war, befahl er Feuer anzumachen, welches auch, ohne daß man an den Rauchfang dachte, sogleich geschah. Weil nun der Rauch nicht fortgeschafft werden konnte, so ward in kurzer Zeit die Stube so davon angefüllt, daß der König Gefahr lief, zu ersticken. Geschwind ergriff der König seinen Stock und Degen, und wußte nun auf die Straße zu kommen. Seine Leute, welche diesen Vorfall nicht vermuthet, waren hier und dorthin gegangen, und es blieb dem König nichts übrig, als sich in den Wagen zu setzen, und ihre Ankunft zu erwarten.

Als seine Leute kamen, befahl er mit Verdruß, sie sollten eilen, damit er fortkäme, weil man ihn sonst hier ersticken würde. Dieser Vorfall erregte bey dem Könige eine sehr widrige Meynung von der

der armen Stadt Strausberg. Als er nach Potsdam zurückgekommen war, fragte er einen General, der sich damals oft bey ihm befand, wo er seine Güter habe? — und als ihm dieser die Gegend, in der sie lagen, anzeigte, fragte er weiter: kommt er nicht durch Strausberg? — Nein, Ew. Majestät, antwortete der General; wenn Sie es aber befehlen, will ich wohl durchreisen; ich kenne sonst diese Stadt. Ey, thue er es doch, sagte der König, erzählte ihm den gehabtten Vorfall, und setzte hinzu: habe ich doch nicht gewußt, daß ich in meinen Landen ein solches Lumpennest habe! — Ich vermuthete mir aber gleich solche schöne Herberge darinn; denn, da ich an das Thor kam sah ich, daß oben auf demselben eine dürre Weide stand, worauf eine Krähe saß, welche mir gar lieblich entgegen krächzte. Halt, dachte ich, hier wird es reinlich seyn, und wie er hört, so habe ich mich nicht betrogen. O, höre er doch! reise Er durch Strausberg, und sage Er mir dann, ob ich recht habe. — Seit diesem Vorfall erhielten die armen Strausberger auf ihre Bitten und Vorstellungen fast nie eine gnädige Resolution.

Es wird vielen noch erinnerlich seyn, daß der König einige Zeit nach dem zweyten schlessischen Kriege mit dem Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin in ein Mißverständniß gerathen war, darum letzterer sich auf seine Güter begab, und



dieselbst eine geraume Zeit über sich aufhielt, ohne sein Regiment und den Hof zu sehen. Endlich schrieb der König an den Generalfeldmarschall; ob er nicht einmal nach Berlin kommen wollte. — Schwerin sahe dieses für einen Befehl an, welchen er Gehorsam leisten mußte, und kam.

Der verstorbene Kammerhufar und nachmalige Bettenmeister auf dem königlichen Schlosse zu Berlin, Tauber, erzählte von der ersten Zusammenkunft zwischen dem Könige und Schwerin folgendes: Schwerin kam des Morgens um acht Uhr in das Vorzimmer des Königs, und sagte zu Tauber: Guten Morgen, mein Sohn! — Ist der König in seinem Zimmer, und ist er schon angekleidet? — Tauber. Ja, Ew. Excellenz. Schwerin. Ist er gut disponirt? hat er nichts verdrüßliches an ihm bemerkt? — Tauber. Nein, Ew. Excellenz, — ich werde ihm jetzt den Kaffee hinein tragen. Schwerin. Nun, — sage er noch nicht, daß ich hier bin. — Tauber trug den Kaffee hinein, und kam, nachdem der König getrunken hatte, wieder ins Vorzimmer. Schwerin. Nun, mein Sohn, ist der König noch guten Humeurs? — O ja, Ew. Excellenz. Schwerin. So sage er ihm, daß ich hier bin. —

Tauber gieng zum Könige, und meldete dem Feldmarschall an. Der König antwortete nichts, nahm seine Flöte, gieng auf und nieder, und fantasirte auf der Querflöte beynähe eine Viertelstunde, legte sie alsdann eilig weg, steckte den Degen an,

an,



an, und sagte zu Taubern: laßt den Generalfeldmarschall hereinkommen. — Tauber machte die Thür auf, und winkte Schwerin mit der Hand, näher zu treten. Sobald ihn der König erblickte, rufte er ihm zu: guten Morgen Schwerin! wie gehts? — und gab darauf einen Wink, daß er allein seyn wolle. — Tauber trat ab, blieb aber im Vorzimmer. Hier hörte er, wie das Gespräch zwischen Schwerinen und dem Könige immer lauter, und endlich so heftig ward, daß ihm ansing bange zu werden. Beyde mäßigten ihre Stimme auf keine Weise. Es dauerte aber nicht lange, so ward die Unterredung sanfter, und zuletzt leise. Die Thür öffnete sich, Schwerin verbeugte sich gegen den König mit einer heitern zufriednen Miene, und der König sagte zu ihm: Ew. Excellenz essen zu Mittag bey mir. — Nun war das gute Vernehmen zwischen diesen großen Männern wieder hergestellt.

*Buttler*

Der General von Butter, der bey der Garde des Königs als Obrister gestanden hatte, nahm als General wegen seiner geschwächten Gesundheit den Abschied, und begab sich nach dem kleinen Städtchen Ziesar, um dort seine übrige Lebenszeit zuzubringen. Gerade vor seinem Hause pflegte der Schweinhirt mit Anbruch des Tages zu tuten, um seine Heerde zusammen zu rufen, und dadurch den General auf das unangenehmste

im Schlafe zu stören. Der General ließ daher dem Schweinhirten sagen: er möchte künftig etwas weiter gehen. Dieser behauptete aber, es sey seine Schuldigkeit eben da und nirgends anders seine Schweine abzurufen. Der General ersuchte nun den Magistrat, dieser Störung seiner Ruhe abzuheiffen. Der Magistrat gab aber zur Antwort: sie vermutheten, der Herr General würde nicht in der Absicht nach ihrem Städtchen gekommen seyn, ihre alten Rechte, Herkommen, Privilegien und Freyheiten zu schmälern. Es wäre ein altes Herkommen, daß der Schweinhirt dort und nirgends anders abriefe; man hoffe, der Herr General werde es dabey bewenden lassen. Nun befaßl Buttler seinem Kammerdiener, er sollte am nächsten Morgen, wenn der Schweinhirt kommen würde, ihn mit der Hundepeißsche abprügeln, damit ihm die Lust vergänge dort zu tuten. Der Kammerdiener that, was ihm befohlen ward. Der Magistrat wandte sich sogleich unmittelbar an den König, und trug ihm den Vorfall zur Entscheidung vor, mit der Erinnerung, wie sehr durch diese Gewaltthätigkeit die Rechte und Freyheiten der Stadt litten. Der König schrieb eigenhändig unter die Vorstellung: Ihr seyd allzumal Schurken. Dem General aber schrieb er: „Mein lieber General Buttler, ich bedaure Euch, daß Ihr Euch zu einer Stadt gewandt habt, wo Ihr auch nicht einmal vor dem Schweinhirten sicher seyd. Ihr hättet wohl bessere Städte in meinen Ländern finden  
 „kön

„können. Ich vermüthe aber, sie werden Euch  
„künftig in Ruhe lassen.“

Abchied, welcher dem Baron von Pöllnitz  
ausgefertigt wurde, als er Berlin verließ.

Wir Friedrich 2c. 2c. thun kund und zu  
wissen, daß der Baron von Pöllnitz, aus Ber-  
lin gebürtig, und so viel Wir ihn kennen, von  
ehrliehen Eltern geboren, Kammerjunker bey Un-  
serm seligen Großvater, glorwürdigen Andenkens;  
wie auch im Dienst der Herzogin von Orleans in  
der nämlichen Würde, Obrister in spanischen  
Diensten, Rittmeister bey der Armee des verstor-  
benen Kaisers, Kämmerer des Papsts, Kammer-  
herr des Herzogs von Braunschweig, Fähndrich  
im Dienst des Herzogs von Weimar, Kammer-  
herr im Dienste Unsers höchstseligen Vaters, hoch-  
beglückten Andenkens; endlich und zuletzt Ober-  
ceremonienmeister in den Unserigen; weil er sich  
von dem Strom der ehrenvollsten Militärwürden  
und der erhabensten Hofbedienungen, welche nach  
und nach seine Person bekleideten, ganz wie zu viel,  
nun Weltüberdrüssig, und durch das schlechte Bey-  
spiel des neuen Kammerherrn Montauslieu fortge-  
rissen, der kurz vor ihm von dem Hof desertirte;  
so hat Uns besagter Baron Pöllnitz angesucht und  
unterthänigst gebeten, ihm, zur Ausrechthaltung  
seines guten Rufes und Namens, in Gnaden ei-  
nen ehrlichen Abschied zu erteilen.

Da



Da wir also Rücksicht auf sein Begehren nehmen, und nicht für dienlich befinden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er ange sucht hat, in Hinsicht der wichtigen Dienste, welche er Unserm königlichen Hof durch seine Spasmacheren geleistet, und des Zeitvertreibes, welchen er neun Jahre hindurch Unserm hochseligen Herrn Vater verschafft hat, so nehmen Wir keinen Anstand zu erklären, daß während der ganzen Zeit, welche er in Unserm Dienst zugebracht, er weder Straßenräuber, noch Beutelschneider, noch Giftmischer gewesen, daß er weder Jungfernraub begangen, noch junge Mädchen geschändet, noch die Ehre irgend jemandes von Unserm Hof verletzt, sondern sich stets wie ein ehrlicher Mann, seinem Herkommen gemäß, betragen, und beständig einen guten Gebrauch von den Gaben, die ihm der Himmel verlieh, gemacht hat; nämlich den Zweck des Theaters zu erreichen, welcher darinn besteht, das Lächerliche der Menschen angenehm darzustellen, um sie dadurch zu bessern.

Desgleichen befolgte er sehr aufrichtig den Rath des Bacchus in Ansehung der Mäßigkeit und Enthaltbarkeit, und ließ die Bauren stets befolgen: geben ist seliger als nehmen. Er wußte auch noch die Anekdoten von Unsern Schlössern und Lustgärten, besonders aber die Listen unsers alten Hausrathes, und verstand übrigens sich nützlich und gefällig bey denjenigen zu machen, welche

welche die Bosheiten seines Verstandes und die wenige Güte seines Herzens kannten.

Ferner geben Wir auch dem benannten Baron das Zeugniß, daß er uns nie zum Zorn gereizt hat, es sey denn durch seine Zudringlichkeit, welche alle Gränzen der Ehrfurcht überschritt, und auf eine unwürdige und unerträgliche Weise die Asche Unserer glorreichen Vorfahren zu entehren und zu verunglimpfen suchte. — Da man aber in den schönsten Gegenden auf unfruchtbare und unangebaute Stellen stößt, die schönsten Körper ihre Unförmlichkeiten haben, und die Gemälde der berühmtesten Maler nicht fehlerfrey sind; so wollen Wir wohlbesagtem Baron seine Fehler und Gebrechen verzeihen; und ertheilen ihm durch Gegenwärtiges, ob schon ungern, den Abschied, um welchen er ange sucht, wollen überdieß noch das Amt, das ihm anvertrauet war, gänzlich aufheben und abschaffen, damit dies Andenken davon unter den Menschen gänzlich vergessen werde, weil wir dafür halten, daß nach besagtem Baron kein Mensch werth sey, es zu bekleiden. Potsdam, am 1sten April 1744.

---

Der König war nicht leicht zu bewegen, Hofmaler zu ernennen, und es können sich nur wenige dieser Gnade rühmen. Auffer denen, die von seinem Herrn Vater diesen Titel erhalten hatten, sind von ihm etwa 5 bis 6 damit beehret worden. — König Friedrich Wilhelm  
der



der Erste befahl einstmals seinem großen Sohn vor dem Hofmaler Huber zu sitzen, weil dessen Bildniß, nebst andern von der Familie, in dem Hause aufgestellt werden sollte, welches der König dem bekannten Eckart, der auch den Namen des Kaminraths führte, geschenkt hatte. (Es ist das ehemalige Bodensche Haus, worinn jetzt die Seehandlungskompagnie ihre Geschäfte führet.) Der Prinz war darüber unwillig; inzwischen mußte er doch dem väterlichen Befehl gehorchen. Er gieng zu Huber, setzte sich vor ihm nieder, zog seine Flöte hervor, auf der er etwas spielte, und stand darauf mit den Worten: „nun sage er meinem Vater, ich habe gefessen,“ plötzlich auf, und gieng weg.

---

Dieser Hofmaler Huber genoß ein Gnadengehalt von 600 Thalern, welches ihm König Friedrich Wilhelm ausgesetzt hatte, welchem er bey seinen bekannten Malereien mit gutem Nach behülfflich gewesen war. Als Friedrich den Thron bestieg, strich er ihm davon 300 Thaler. Nach seinem Tode wurde dem König gesagt: der Hofmaler Huber sey gestorben, und sein Gnadengehalt erledigt. — Wer ist das? — fragte der König. — Man antwortete ihm: Huber sey schon von Sr. Majestät Herrn Vater zum Hofmaler ernannt worden, und habe bis dahin das gedachte Gnadengehalt genossen. — „Ich kenne ihn nicht, erwiederte der König, ich kenne

kenne keinen Hofmaler Huber, er wird vermuthlich dem Thorweg nach dem Leben angestrichen haben.“ — — Huber, Harper und Rode mahlten nach le Sueurs Zeichnungen das Inwendige des japanischen Palais im Sanssouci. Die beyden ersten Künstler setzten unter ihre vollendeten Arbeiten ihre Namen. Als der König sie besah, und Hubers Namen bemerkte, sagte er: „was soll d. s. Huber? ich weiß wer es gemacht hat; streiche er den Namen weg.“ — Harpers Namen ließ er stehen.

Ob man gleich viele Bildnisse vom höchsten Könige hat, dennoch drücken selbige die Aehnlichkeit seiner erhabnen Bildung wenig aus. Der Hofmaler *Pesne* hat viel Portraits von ihm gemalt, diese sind aber mehrentheils in dessen jüngern Jahren gemalt. Das beste von diesen ist in den Händen der Prinzessin *Amalia*. Es stellt den König als Prinz vor, wie er die Trommel schlägt, und neben ihm stehet seine Schwester, die verstorbene Markgräfin von Bayreuth. Es ist ein sehr schönes Stück, das sehr werth ist, weil es die jugendliche Schönheit des Königs mit einem meisterhaften Ausdruck darstellt. In ältern Jahren ist er nur von *Vanloo* gemalt, vor welchem er gesessen, der ihn aber auch nur in etwas getroffen. Das beste Bildniß des Königs in Del, das man bis jetzt gesehen, ist vom Maler *Franké*, der sich die äußerste Mühe gegeben



geben hat, den König oft zu sehen und ihn zu betrachten. Dieses Studium hat der Künstler glücklich angewandt, und er verdient darum gelobt zu werden. Der Kupferstich, welchen Herr Baufe nach einem Bildnisse des Königs, von Graf gemalt, versfertigt hat, ist sehenswerth.

Der erste Musiklehrer des Königs auf dem Flügel war Heine, der Domorganist, welchen der König, so lange er lebte, stets schätzte, und sich desselben bey manchen Gelegenheiten erinnerte. Dieser Heine hatte einen Sohn, welchen der König bey dem Antritt seiner Regierung, seines Vaters wegen, zum Acciseinnehmer in Ruppin machte. Der Sohn lebte aber so unvorsichtig, daß sich bald bey seiner Kasse ein Defect fand, darum ihm der Proceß gemacht werden sollte. Der Vater war wegen dieses Vorfalls ganz trostlos; als ihn der König nach Potsdam zu sich kommen ließ, wohin er voll Sorgen über das Schicksal seines Sohnes reisete. Der König redete aber sehr gnädig mit ihm, fragte ihn nach seinem Befinden, nach dem Zustande der Musik, und wie ihm die neuen Opern, welche jetzt aufgeführt würden, gefielen? — Heine beantwortete dieß so gut er konnte, und wußte gar nicht, wohin das alles endlich abzielen würde. Endlich sagte der König: „er hat keine Freude an seinem Sohn erlebt; tröste er sich aber; ich sehe, daß der Mensch keiner Kassenbedienung vorstehen

„hen kann; ich werde ihn auf eine andre Art  
 „versorgen, woben er ehrlich bleiben kann;“ —  
 welches auch geschah. Seine war über die  
 gute Wendung der Sache, von deren Ausgang  
 er die übelsten Vermuthungen hatte, so vergnügt,  
 daß, als er zu dem Kapellmeister Sidow, bey  
 welchem er abgetreten war, zurück kam, er vor  
 Freude seine große Perücke auf die Erde warf,  
 und ausrufte: solchen König hat die Welt noch  
 nie gehabt, noch nie gesehen! —

Es ist bekannt, wie hoch König Friedrich  
 II. die Musik schätzte, daß er die Flöte schön  
 spielte, und selbst verschiedenes komponirte. Der  
 verstorbene König sang einen Tenor, womit er  
 sich zu Anfang seiner Regierung öfters in dem  
 kleinen Concerte, welches er in seinen Zimmern  
 hielt, hören ließ, und zu welchen unterschiedliche  
 Cavaliers, die Musikliebhaber waren, den Zu-  
 tritt hatten, und selbst mitspielen durften. Einen  
 gewissen Grafen, der um diese Zeit lebte, der  
 eine kleine Kapelle unterhielt, selbst etwas spielte,  
 und dem man eingebildet, er sey der Virtuosen-  
 schaft sehr nahe, wünschte eifrig, von dem Kö-  
 nige gehört zu werden. Etliche schalkhafte Hof-  
 leute gaben dem Könige dieß zu verstehen, und  
 versicherten, wie sie gehört, sollte der Graf sehr  
 schön spielen. Der König ward neugierig, und  
 ließ den Grafen zum Concert bitten. Da er sein  
 Spiel hörte, und fand, daß es nicht sonderlich  
 D war,



war, sagte er zu ihm: Nun, mein lieber Graf, Bravo! — man hört doch, was Sie haben wollen.

---

Der König schrieb das Französische sehr nett. Wenn er Deutsch schrieb, erkannte man noch deutlich die langen Grundstriche der Buchstaben, welche ihm sein Schreibmeister Hilmar Curas gelernt hatte. — Herr Cornaud war bey dem Könige französischer Sprachmeister, als er noch Kronprinz war, und mußte die Officiere seines Regiments unterrichten. Wenn man den Versicherungen dieses Mannes trauen darf; so hat er auch den Prinzen in der französischen Sprache unterwiesen. Denn, wenn sich sonst jemand ein Ansehen zu geben suchte, und dabey sagte: er habe dem König gedient, so fuhr Cornaud auf, und sagte mit einer großen Hestigkeit: Was? — die Leute rühmen sich, dem Könige gedient zu haben? — Wie haben sie ihm gedient? — mit der Bürste! ich aber habe dem Herrn am Leibe gedient, und habe seine Seele gestärkt. — Der König machte ihn bey Antritt seiner Regierung zum Forstschreiber in Alten-Kuppin, mit dem Titel eines Forstraths.

---

Es sey vergönnt, hier eine Anekdote vom jetzigen Könige von Pohlen einzurücken, welche man in einem Frankfurter Blatte gelesen.

— Etliche Höflinge prahlten mit dem Alter ihrer Familien; und da der König merkte, daß sie ihm damit zu verstehen geben wollten, daß seine Familie nicht so berühmt wäre, so sagte er: Alles was sie da sagen, meine Herren, ist nichts; wollte ich mit dem Alterthume meiner Familie prahlen, welches aber in den Augen der Weltweisen ganz gleichgültig ist, so könnte ich ihnen beweisen, daß die drey Weisen aus Morgenlande, als sie zum Heiland der Welt eilten, ihn anzubeten, und es ihnen an Geld mangelte, bey einem meiner Ohmen Geld entlehnten, und sich drey Tage bey ihm mit ihrem Hoffstaat aufhielten, der aus 365 Personen bestand. Und seit dieser Zeit hat meine Familie zum Andenken an die Krippe im Stalle zu Bethlehem, welche die Weisen ohne ihre Unterstützung nicht hätten besuchen können, einen Ochsenkopf in ihrem Wappen.

Eine der ersten Pensionen erhielt der Professor der Mathematik bey dem joachimsthalischen Gymnasio, und Mitglied vieler auswärtigen Academien und gelehrten Gesellschaften, Naudée, ein sehr gelehrter Mann. Der König verlangte als Kronprinz einen leichten und faßlichen Begriff von der Algebra. Der Geheimerath du Han schlug Naudée dazu vor, der auch eine ganz kurze und gedrungene Uebersicht dieser Wissenschaft auf einem Blatte überschickte, die der König sehr faßlich fand, und worüber er sich freuete,

D 2

daß



daß ein so geschickter Mann, als wofür er nun Naudée erkannte, in seinen künfftig zu beherrschenden Staaten lebte. Kaum bestieg er den Thron, so gab er ihm schon ein Gnadengehalt von 600 Thalern, und versprach dabey, künfftig noch auf eine bessere Art für ihn zu sorgen. Naudée aber starb bald, und erlebte dies letztere nicht.

Es ist allgemein bekannt, daß der König einer der besten Reiter war, und solcher zu jedermanns Bewunderung auch bis in sein spätes Alter blieb. Seine Stellung zu Pferde war vorzüglich und ungezwungen, so, daß man nie ermüdete, ihn reiten zu sehen. Die Munterkeit, mit welcher der König bey den Musterungen seines Heeres sich zeigte, zog aller Augen auf sich, und er war immer der erste im Galop. In der Stadt ritt er langsam. Sein Pferd war stets mit einer Menge Gassenjungen umringt, die um und neben ihn allerley Possen machten. Sie warfen zum Beyspiel ihre Hüte vor ihm in die Höhe, sie schrieen, manche wischten ihm den Staub von den Stiefeln, u. s. w. Der König ließ sie niemals fortjagen, nur wenn sie manchmal so dreiste waren, sein Pferd zu necken, oder wohl gar zu schlagen, und es dadurch scheu ward, so stieß er ein Paar rasche Drohungen aus, und ritt dann ruhig weiter. Sein Gang war majestätisch. Der König hatte einen schönen Fuß. In den letzten Jahren seines Lebens trug er zwar,  
wenn

wenn es feierliche Begebenheiten an seinem Hofe erforderten, Schuhe und Strümpfe, aber sehr nachlässig. Seine Stiefeln waren mehrentheils röhlich, weil sie selten geschwärzt und gepuht wurden. Es war beständig jemand an seinem Hofe bestimmt, seine Stiefeln auszutreten, und dieser mußte einen eben so großen Fuß als der König haben.

Der König hatte ein schönes Haar, welches er als Prinz in hangenden und flatternden Locken zu tragen pflegte. Sein Herr Vater, der an ihm die Frisur sehen wollte, welche er bey der Armee eingeführt hatte, befahl eines Tages einem Hofchirurgo, Namens Sternemann, dem Prinzen die Seitenhaare abzuschneiden. Der Prinz mußte sich ohne Weigerung auf einen Stuhl setzen, und erwartete mit Thränen in den Augen die Zerstörung seiner schönen Haare. Der Chirurgus, der seine Bekümmerniß wohl bemerkte, und den es jammerte, fing an, die Seitenhaare nach dem Hintertheile des Kopfes zu kämmen, und machte so viele Umstände, daß der König alle Aufmerksamkeit auf die Vollziehung seines Befehls verlor, und nun schnitt er nur wenige Haare ab, so, daß der Prinz den größten Theil davon behielt. Dieß vergaß Friedrich dem Chirurgo nicht, und belohnte ihn nach dem Antritt seiner Regierung mit einer ansehnlichen Belohnung.



Der König bewieß gegen das schöne Geschlecht stets viel Artigkeit. Er ließ sich zwar, wie man weiß, mit dem Frauenzimmer nicht viel ein, aber er schätzte die wenigen unter ihnen, welche Verstand und auszeichnende Eigenschaften an sich bemerken ließen. Unter diese kann man die Gemahlin des Obristen von Camas zählen, eine geborne von Brand, und eine Frau von besonderm Verstande, die der König in den Grafenstand erhob. Wie sehr sie der König schätzte, kann man aus dem Briefe sehen, welcher in seinen gedruckten Werken vorkömmt. Er nennt darinn die übrigen Frauenzimmer, in Vergleichung mit ihr, unsre Gänse mit dem leeren Gehirne. —

Die ehemalige Tänzerinn bey der Oper, Barbarini, jetzige Frau Präsidentin von Cocceji, hatte oft die Ehre, daß er mit einer kleinen vertraulichen Gesellschaft bey ihr soupirte. Auch unterschiedliche andre Damen hatten die Ehre, von ihm geschätzt zu werden.

Der König machte sich nichts aus gemeinen Vorstellungen von Malereien; man findet daher in seinen weitläufigen Gemälbefammlungen keine Bäderstücke, Wochen- oder Barbierstuben, Küchenstücke, wenig Landschaften, keine solche Gegenstände, welche mehr die Kunst, als die Sache,  
wo:

worinn sie sich zeigt, schätzbar machte. Merkwürdige Personen seines Hauses, seines Hofes, großer Helden und berühmter Leute, wozu auch Sänger, Tänzer und Virtuosen gehören, findet man nicht selten in seinen Zimmern. In der Vorstellung derselben hat sich Pesnes Pinsel vielfältig verewiget. Den berühmten Pesne schätzte er sehr hoch, besuchte ihn zum öftern, und blieb stundenlang bey seinen Arbeiten gegenwärtig. Er gehörte schon zu der Gesellschaft, welche sich der König als Kronprinz zu Rheinsberg gewählt hatte. Da sich einst der König bey Pesne malen ließ, um sein Portrait nach England zu versenden; so wollte er zwar davor nicht sitzen, befahl ihm aber, dasselbe von Zeit zu Zeit auf dem Schlosse vorzuzeigen. Der König redete bey dieser Gelegenheit mit dem Künstler lange Zeit, reichte ihm selbst Kaffee, und fand seine Arbeit so vortreflich, daß der König behauptete, es wäre unnöthig zu sitzen. Dieser Maler Pesne hatte einen Sohn, der keine Neigung zu seines Vaters Kunst spürte; er ließ ihn daher nach Paris reisen, wo er sich zum königlichen Kammerdiener bilden sollte. Als er wieder zurück kam, stellte Pesne seinen Sohn dem Könige selbst vor, der auch mit ihm sprach, aber nachher sagte: es ist nicht der Vater. Dieser Mensch war so hochmüthig, daß, als er nach des Vaters Tode nach Berlin kam, um die Erbschaft zu übernehmen, er den Verstand verlor, und im Irrenhause starb.



König Friedrich der Große ehrte den großen Churfürsten Friedrich Wilhelm sehr, und hielt ihn für den größten Fürsten seines Hauses. Als der alte Dom abgebrochen, und aus demselben die Särge nach dem im Lustgarten neu-erbaueten Dohm waren gebracht worden, verlangte der König, daß der Sarg dieses großen Fürsten sollte aufgemacht werden. Er begab sich nebst etlichen Flügeladjutanten dahin. Der Stallmeister Lochner hatte sich, da sonst niemand zugelassen wurde, mit in die Kirche geschlichen, und stand von ferne an der Thür. Der König bemerkte ihn, und ließ ihn näher herantreten. Man sah in dem aufgemachten Sarge den Churfürsten in seinem Ornate und der Tracht seiner Zeiten, nämlich in dem Churmantel, einer großen Halskrause, ein Paar großen Handschuhen mit Frangen, gelben Stiefeln und einer großen Perücke. Sein Gesicht war noch ganz kennbar. Der König betrachtete ihn eine geraume Zeit lang, ohne zu reden. Endlich traten ihm Thränen in die Augen; er ergrif die Hand des Churfürsten, wandte sich zu den Umstehenden, und sagte mit lebhafter Stimme: „Messieurs, der hat viel gerhan, macht den Sarg wieder zu!“

Es ist bekannt, daß der König ein aufferordentliches Gedächtniß hatte. Man sagt: er habe diese

diese Gabe nicht allein von der Natur reichlich erhalten, sondern sie auch durch unterschiedliche Hülfsmittel zu erhalten und zu verstärken gesucht. Zu diesen Hülfsmitteln gehört der Gebrauch des weissen Senses, wovon immer ein Theelöffel voll in seinen Kaffee gerhan wurde. Man hat viel Beyspiele von der starken Erinnerungskraft des Königs von denen folgende zu bemerken sind. In einer gewissen Gegend der preussischen Staaten in Westphalen, ist seit den ältesten Zeiten gewöhnlich, daß die Untertanen dem Amte, wozu sie gehören, zu gewissen Zeiten des Jahres eine kleine Præstation an Gelde entrichten müssen. Sie müssen deswegen öfters 10 bis 12 Meilen weit gehen, und werden dadurch von ihrer Arbeit und Hauswirthschaft abgehalten. Da hierüber manche Klagen und Beschwerden entstanden, traf man endlich die Verfügung, daß diese Præstationen mit einem zu den Zinsen verhältnißmäßigen Kapitale abgekauft werden konnten. Es fanden sich daher von Zeit zu Zeit Personen, die sich durch dieses Mittel ihrer beschwerlichen Pflichten entledigten. Jeder solcher Fall ward dem Könige zur Bestätigung vorgelegt. Kurz vor dem Ausbruche des Erbfolgekrieges geschah dies auch. Der König vollzog nichts, sondern schrieb an den Rand der Immediatvorstellung: was will man mit dem Gelde machen? — Man konnte diese Frage nicht sogleich beantworten, da zu eben der Zeit die Armee aufbrach, und alles unruhig wurde. Nach Endigung des Krie-



ges kam wieder ein dergleichen Fall vor, und der König vollzog wieder nicht, sondern schrieb auf die Vorstellung: „ich habe schon einmal gefragt, was mit dem Gelde vorgenommen werden soll?“

— Unter so viel tausend andern Sachen solche Kleinigkeiten im Gedächtnisse zu behalten, sich Ihrer nach einem Feldzuge, und nach mehr als Jahresfrist, während welcher so sehr viel Sachen vorgekommen sind, doch wieder zu erinnern, beweist ohne Zweifel ein äusserst treues Gedächtniß.

Als man wegen des Baues der sogenannten Friedrichsbrücke, welche nach Monbijou führt, dem Könige Anträge machte, antwortete er: „da ist nie eine Brücke gewesen.“ Vielleicht erinnern sich nur wenige, daß der König wirklich Recht hatte, weil diese Brücke erst zur Bequemlichkeit der Königin Frau Mutter gebauet worden war, damit sie näher zu ihrem Lustschlosse gelangen könnte.

Bey Gelegenheit der jährlichen Musterung der Truppen in Preussen, gieng eine Frau den König an und bat ihn, er möchte doch ihrem Sohn, der bey der Garde in Potsdam stand, Urlaub geben, damit er sie besuchen könnte. Der König antwortete ihr: das geht nicht an! — Als er nach Potsdam zurück kam, bestellte er dem Soldaten einen Gruß von seiner Mutter, und versicherte ihm, daß sie sich recht wohl befinde. Im folgenden Jahre, als der König sich wieder in Preussen befand, gieng ihn die Frau zum

zum zweytenmal an. Er erkannte sie gleich, ließ sie nicht zu Worten kommen, und versicherte ihr, ihr Sohn sey gesund, und es würde ihm lieb seyn, wenn sie nach Potsdam kommen und ihn besuchen wollte.

Als Kronprinz, und auch in den ersten Jahren seiner Regierung, machte sich König Friedrich der Zweyte viel aus den Affen, und hielt unterschiedliche in seinem Zimmer auf, ließ sie sonderbar kleiden, und gab ihnen eigne Namen. Diese Thiere gehorchten seiner Stimme und seinen Befehlen; da sie hingegen ihre Wärter und die königlichen Bedienten wenig oder gar nicht achteten. Der König verwechselte in der Folge diese Liebhaberei, und schafte sich Hunde an; vielleicht weil er die Treue der Hunde schätzte, wovon ihm eine Hündin, Biche, im Kriege überzeugende Proben gegeben hatte.

Nach Endigung des siebenjährigen Feldzuges ward Pöllnitz königlicher Schauspieldirector, und durfte noch oft zum Könige kommen, der sich zwar gern mit ihm unterhielt, aber ihm niemals trauete. Pöllnitz bat einst um Zulage, der König schickte ihm etliche Scheffel Gerste oder Hafer, und ließ sie ihm in die Stube schütten.

Anek:



## Anekdotische Bemerkungen.

König Friedrich II. war zum Monarchen geboren, und hatte sich von Jugend auf dem Krieg und den Wissenschaften gewidmet. Seiner Gemüthsbeschaffenheit nach war er weder grausam, noch rachsüchtig, noch geldgeizig. Er liebte die groben Wollüste nicht, er war vielmehr von Natur gütig, großmüthig, geneigt andre glücklich zu machen, und von dem Gefühl der Freundschaft gegen die, denen er wohl wollte, bis in das innerste durchdrungen; Eigenschaften, die alle diejenigen kennen, welche den König an seinem Privatstande, und ehe er noch den Thron bestieg, kannten, und solche an ihn geschätzt haben. Er war im höchsten Grad geneigt zu herrschen, er war ehrgeizig, und wollte der Welt in sich ein Muster eines Helden und Staatsmannes zeigen, daher suchte er alle Mittel hervor, seine Macht bis zu der äussersten Grenze auszu dehnen, welche die Kräfte seiner Staaten gewähren konnten, um seinen Nachbarn fürchtbar zu seyn.

König Friedrich II. suchte in seinen Unterthanen stets ein gewisses kriegerisches Feuer und eine Neigung zum Kriegsstande zu erhalten, und eine Art von Patriotismus anzufachen, der sie geneigt machte, für ihn zu fechten, und der in seiner Lage höchst nothwendig war, wenn er der Macht seiner Nachbarn widerstehen wollte. König Friedrich II. hüllte seine Plane, seine Systeme und seine Staatsverfassung in undurchdringliches

liches Dunkel, dagegen er sich um anderer Höfe Kabinetsangelegenheiten bekümmerte. Er sann stets auf Mittel seinen Schatz zu vergrößern und seine Armee zu vermehren, daher suchte er auf der andern Seite seinen Unterthanen zeigen, daß die Lasten, so er ihnen auflegte, durch die Gnadenbezeugungen, so er ihnen ertheilte, vielfach wieder ersetzt würden; darum hat man ihn bald als einen Held, bald als einen furchtbaren Tyrannen geschildert. Man hat im Auslande die Leute überredet, daß er wie ein Bürgengel herrsche, und seine Unterthanen aussauge, daß man die Fremden an den Thoren seiner Städte unter dem Vorwand der Accisebesichtigung plündere, und wohlgewachsene Ausländer mit Gewalt zum Soldatendienst zwingt; daß seine Unterthanen Bettler wären, die nicht satt zu essen hätten, und daß in seinen Ländern und Sitten Treue und Glauben ganz unbekanntes Dinge wären. Dieser widrigen Schilderungen ungeachtet haben es etliche Fremde gewagt, in seine Staaten zu reisen, und man sagt, sie haben gefunden, daß seine Unterthanen wo nicht reich, doch wohlhabender sind, als man von der Gegend des Landes vermuthen könne. Man wunderte sich, daß in den Jahren 1770 u. 1771, da in den Ländern seiner Nachbarn viele tausend Menschen Hungers gestorben sind, in seinen Ländern kein Mensch hungrig zu Bette gegangen ist. Ein gewisser Franzose konnte sich nicht genug verwundern, da er die preussischen Bauern in ganzen Luchröcken mit Schuhen und Strümpfen anständig be-



bekleidet sah, welches er in Frankreich nicht gewohnt  
 war. Dieser Franzose behauptete darum, Heinrich  
 der Vierte müsse wieder auf die Welt gekommen  
 seyn, und in König Friedrichs II. Gestalt  
 Preussen beherrschen, weil seit seinen Zeiten die  
 Bauern in Frankreich halb nackend giengen, und  
 wenn ein französischer Bauer in die Stadt gehen  
 wolle, müsse er die nöthigsten Kleidungsstücke  
 von seinen Nachbarn zusammen borgen, dagegen  
 die brandenburgischen Bauern nebst ihrer gewöhn-  
 lichen Kleidung noch ein Sonntagskleid hätten.  
 Man hat sich gewundert, sich von den preußischen  
 Accisebedienten so höflich behandelt zu sehen, als  
 in irgend einem Lande wo die Accise eingeführt ist.  
 Im Anfange der Regierung König Friedrichs  
 II. geschahen noch etliche Ausschweifungen von  
 Seiten des Soldatenstandes; man nahm sogar  
 einmal den Fürsten Sulkowski, der königlich  
 polnischer Kammerherr war, und unter dem Na-  
 men eines Handelsmanns aus Pohlen nach Dres-  
 den gieng, zum Soldaten weg, als aber dieses dem  
 Könige von dem sächsischen Hofe durch einen Cou-  
 rier gemeldet ward, verlegte der König den Inha-  
 ber der Regiments, der ein Prinz seines Hauses  
 war, und sich damit entschuldigte, daß der Exceß  
 von seinen Officieren geschehen sey, ohne daß er  
 etwas davon gewußt habe, mit seinem Regiment  
 aus der Provinz in die Residenz, damit der Gou-  
 verneur diese ausschweifenden Officiere besser im  
 Zaume halten könnte, und verbot bey scharfer  
 Ahndung alle gewaltsame Anwerbungen fremder  
 Rei-

Reisenden, die vor seiner Regierung, wegen der Liebe seines Vaters zu großen Leuten, sehr überhand genommen hatten. Nach König Friedrichs II. Grundsätzen schickten sich Leute von mittlerer Leibeslänge besser zu Soldaten als die großen, und diese Gewaltthätigkeiten würden jeden Ausländer, der wohl gewachsen ist, abgehalten haben, sich bey ihm nieder zu lassen, welches doch der verstorbene König sehr wünschte, und daher seinen Kolonisten in ihren Privilegien die Befreiung von der Aushebung auf Kind und Kindeskind, den Herrenhütern und Wiedertäufern aber, als welche ihren Religionsgrundsätzen nach keine Kriegsdienste thun dürfen, aufewig versicherte, und während seiner ganzen Regierung getreulich hielt. Doch mit der Einschränkung, daß diese zwey Religionspartheyen in seinem Lande keine Proselyten machen, sonder sich von auswärts recrutiren sollten.

Was die Sittlichkeit betrifft, so mußte der König freilich hin und wieder nachsehen, damit seinen Unterthanen dadurch die Lasten wieder etwas erleichtert würden, doch sind die Sitten in seinen Ländern nicht schlimmer als in andern, und der König hat so gar gegen manche sittenwidrige Mißbräuche, zum Beyspiel die Glückspiele, heilsame und scharfe Gesetze gegeben, und alle sind auf das härteste verbothen. Dagegen beruhigte er seine Unterthanen damit, daß er seit 1763 gegen einen kleinen Einsaß und Hoffnung eines großen Gewinnes selbst mit allen, den geringsten nicht  
aus.



ausgenommen, spielte; dieses herrliche Spiel heißt Lotterie, und man kann sagen, daß ihm das Glück so wie im Kriege so auch im Spiele wohl wollte, denn der Gewinn ist immer auf seiner Seite geblieben. — Treue und Glauben stehen in seinem Lande auf der besten Säule des gestempelten Papiers. Diese herrliche Erfindung ist älter als er, aber der König hat sie 1765 und 1766 ausgebessert, und das Stempeledict von 1766 ist ein Muster eines Gesetzes. Es wollen zwar manche sagen, daß es auf Schrauben stehe, indessen ist die auf den Uebertretungsfall gesetzte Strafe nur ein Thaler, und somit kann sich niemand über die Härte desselben beschweren. Hiermit hat der König erliche allgemeine Beschuldigungen abgelehnet; welche man von Seiten der Ausländer seiner Regierung machte.

Die Fortsetzung folgt im 6ten Theile.

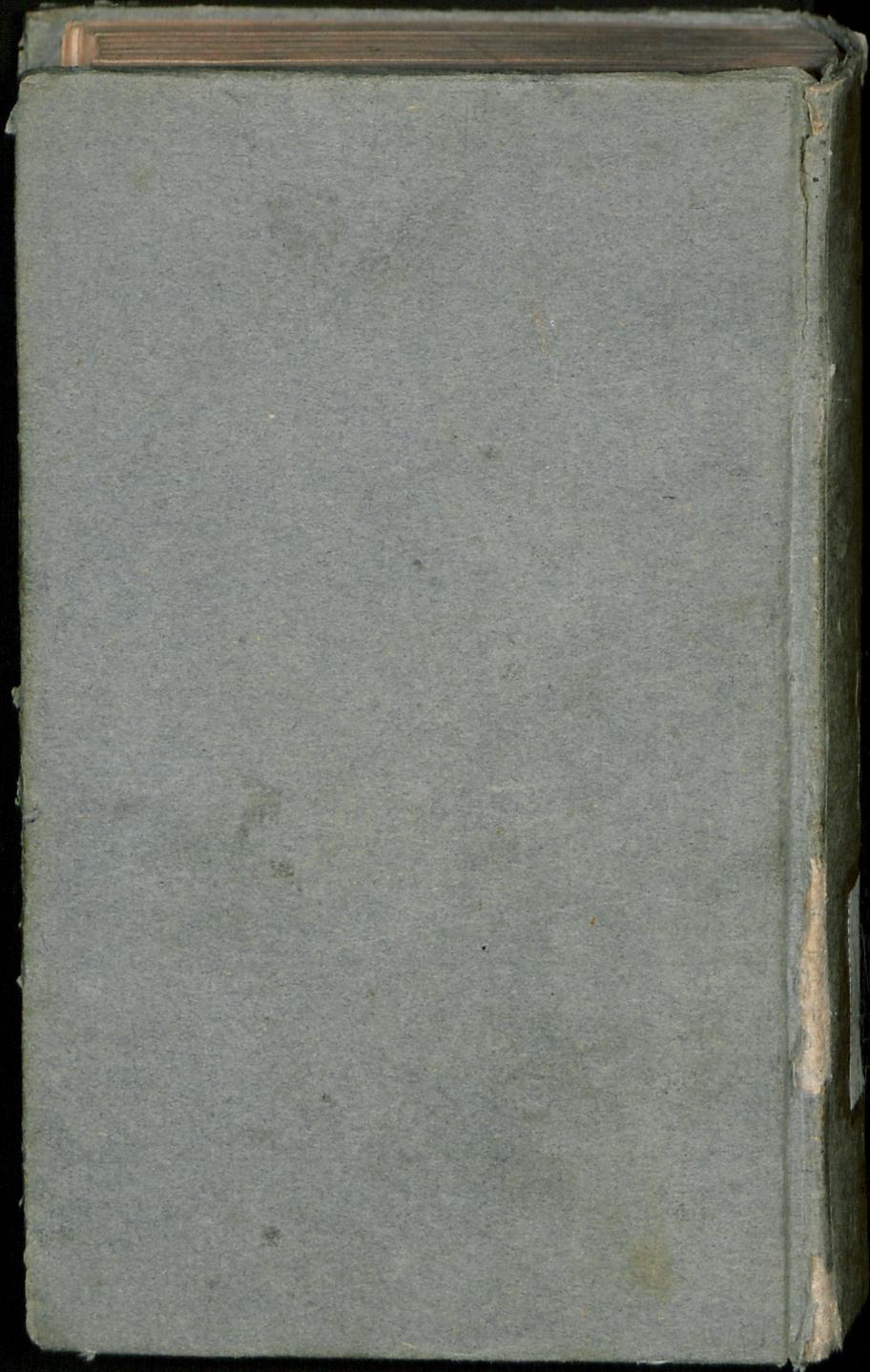
---

915936

S

AB 915936

Nf 1128e



80/172

Das besondere  
**Leben**  
und  
**Character**  
des  
bewunderten und vereinigten  
preussischen Königes

